



Zadaný cizojazyčný text:

Wilhelm Schapp, BEITRÄGE ZUR PHÄNOMENOLOGIE DER WAHRNEHMUNG

Heymann, 1910, s. 1 – 3.

»Es liegt im Empirismus dies große Prinzip, daß was wahr ist in der Wirklichkeit sein und für die Wahrnehmung da sein muß« (Hegel). Erweitern wir den Begriff der Wahrnehmung in noch näher anzugebender Weise, so führt die Anwendung dieses Prinzips zu der phänomenologischen Methode und damit zu Resultaten, die schließlich weit von den herrschenden Lehren des Empirismus und Positivismus abweichen, ja ihnen direkt entgegengesetzt sind. Der Empirismus verlangt in gewissem Starrsinn, daß ihm alles in der Weise gegeben sei, wie die Objekte der Außenwelt oder wenigstens wie die Zustände des Ich. Ihm erscheint es selbstverständlich und evident, daß alle Gültigkeit im Denken sich ausweisen müsse an dem absolut festen, der Impression. Alles, was gelten will, muß seine Rechtfertigung aus der Impression schöpfen, etwas anderes gibt es nicht; es ist höchstens eine umgemodelte Impression oder Idee. Worauf dieses Axiom sich gründe, ob es eine so unangreifbare Selbstverständlichkeit ist, wird nirgends untersucht.

Der Phänomenologe verfährt anders. Auch er sagt allerdings, wenn es so etwas wie Gattungen, Begriffe, Kategorien, logische Gesetze gibt, wenn es Bedeutungen, Sätze gibt, so müssen sie ihre Gültigkeit in einem unmittelbar Gegebenen irgendwie dartun, müssen sie aufgewiesen werden. Es geht nicht an, mit diesen Begriffen zu operieren, ohne auch für sie einen festen Halt zu gewinnen, der in ähnlicher Weise wie die Impression bei den Gegenständen der Sinnlichkeit das ausmacht, welches jedem vernünftigen Zweifel ein Ziel setzt, der eine letzte Verifikationssphäre bildet. Hat man eine solche dann aufgewiesen, hat man sich zur Evidenz gebracht, daß der Satz $2 + 2 = 4$ ebenso wahr ist, wie der Satz: der Tisch hier ist rot, obwohl man weder die zwei noch das »und«, noch das »gleich«, noch die »vier« sinnlich wahrnehmen kann, wie man den Tisch und das Rot wahrnimmt; obwohl hier die Anschauung – wenn ich mir den Satz etwa an einer Rechenmaschine zur Evidenz bringe – eine ganz andere Rolle spielt wie bei dem Satz, der Tisch ist rot, so muß man den Mut haben dies festzuhalten. Man darf es sich nicht mehr wegdiskutieren lassen, sondern muß unbefangen weiter prüfen, inwiefern die Gegenstände – hier die Zahlen – eine eigentümliche »Existenz« haben, ganz unvergleichbar mit sinnlicher Existenz, inwiefern sie auf eigentümliche Art vorstellig werden u. s. f. Und dies, was man hier weiter feststellt, soll zu derselben Klarheit gebracht werden, wie die Grundtatsache, daß zwei und zwei gleich vier ist. Ja, jene Grundtatsache soll durch diese weiteren Untersuchungen noch tiefer fundamentierte

werden. Sie soll nicht evidenter gemacht werden, wie sie dem natürlichen Menschenverstande ist, aber sie soll geschützt werden vor Umdeutungen und vor Mißdeutungen.

Man muß voraussetzunglos an die Untersuchung gehen und sich nicht von vornherein durch »unmittelbare Selbstverständlichkeiten«, deren Geltung nie untersucht ist, in der Freiheit des Blickes beengen lassen. Der Kosmos läßt sich nicht überall in das dürre entweder oder zwängen. Es ist einfach nicht wahr, daß alles Seiende entweder psychisch oder physisch sein muß, wie der Positivismus behauptet.

Bei dem Verhältnis zu den idealen Gegenständen ist wohl – historisch genommen – zuerst die Phänomenologie als Methode angewandt. Bald aber hat sich herausgestellt, daß diese Methode einen viel weiteren Bereich der Anwendung hat. Die Hauptprobleme der Philosophie, insbesondere der Ontologie und der Erkenntnistheorie, sind vor dem Aufkommen der Phänomenologie eigentlich nicht methodisch in Angriff genommen. Man hat nie gewagt, sie fest anzupacken. Man hat zwar hin und her überlegt, ob es so etwas wie Dingheit, Substantialität und wie die anderen Probleme der Ontologie heißen, geben könne; aber man hat nie scharf versucht, so etwas aufzuweisen, zu Gesicht zu bringen, sich gefragt, ob Widersprüche in diesen Begriffen enthalten seien und dergleichen.